

(Nachdruck verboten.)

701

Esther Waters.

Roman von George Moore.

Als Esther über das Bahngleise hinübergeschritten war, sah sie, daß die Reihe der kleinen Villen mit den langen französischen Fenstern an Zahl nicht zugenommen hatte. Sie sahen noch genau so aus wie vor achtzehn Jahren. Die Lorbeersträucher, die eisernen Gitter, die weißen, gehäkelten Decken, die, wie sie durch die Fenster hindurch sah, auf allen Möbeln herumlagen. Achtzehn Jahre war es her, daß sie an einem herrlichen, sonnenwarmen Sonntag zum erstenmal diesen selben Weg entlang geschritten war. Hier auf diesem selben Platz, über den sie jetzt eben ging, hatte sie angehalten und sich selber gefragt, ob es ihr wohl möglich sein würde, die Stelle eines Küchenmädchens in einem solch großen Hause wie Woodview würdig auszufüllen! Sie erinnerte sich, wie sie es damals bejammert hatte, kein neues Kleid zu besitzen, wie sie gehofft hatte, daß es genügen würde, wenn sie ihr bestes Rattunkleid mit einem Stückchen roten Bandes aufzufrischen versuchte! Und wie sie dann William begegnet war, der in der langen Baumallee, über den Baum gelehnt, da stand und seine Pfeife rauchte! Achtzehn Jahre waren seitdem verflossen! Achtzehn lange Jahre der Arbeit, der Leiden, der Enttäuschungen! Viel, viel war in diesen achtzehn Jahren passiert, so viel, daß sie sicher die Hälfte davon schon wieder vergessen hatte. — Alle die Stellen, in denen sie gedient hatte, das stille, friedliche Heim bei jener guten, seelenvollen Dame, Miss Rice, dann die Geschichte mit Fred Parsons, und dann — dann war William wieder gekommen und zum zweitenmal in ihr Leben getreten; dann kam ihre Heirat, ihr Leben mit William im Wirtschaftshaus, Gelder, die gewonnen und wieder verloren wurden, das langsame Brechen ihres Herzens, Kummer, Sorge, Trauer, Tod, alles, was einem Menschen auf dieser Erde passieren kann, ihr war es passiert! Und nun lag das alles eigentlich schon wie ein Traum hinter ihr. Und das einzig Wirkliche — das einzig von diesem Traume Uebriggebliebene schien ihr jetzt noch ihr Junge zu sein, und der war ihr, Gott sei Dank! geblieben! Sie hatte ihren Jungen gut erziehen können; ja, das war ihr gelungen. Aber wie schwer war ihr das auch geworden, wie schwer! Wie oft hat sie nicht auch an der Schwelle des Armenhauses gestanden! Erst letzte Woche wieder war es passiert! Letzte Woche hatte sie endlich eingesehen, daß ihr nichts mehr übrig blieb, als ins Armenhaus zu gehen. Aber Gott hatte sie doch noch im letzten Augenblick vor diesem schrecklichen Schicksal bewahrt!

Und nun war sie wieder auf demselben Wege, auf dem sie ihr Leben begonnen hatte; auf dem Wege nach Woodview, um in den Dienst Mrs. Barfields zu treten.

Williams langwierige Krankheit und sein Begräbnis hatten das letzte Geld Esthers aufgezehrt; und als sie mit Jack vom Kirchhof zurückkam, sah sie, daß sie nun eben ihr letztes Geldstück angegriffen hatte. Sie drückte den großen, hübschen Jungen an ihr Herz und brach in Thränen aus. Aber sie sagte ihm nicht, warum sie weinte. Sie sagte nicht: „Gott allein weiß, wie wir nächste Woche noch etwas zu essen finden werden,“ sondern als die Thränen versiegt waren, wischte sie sie hinweg und sagte:

„Wir können in diesem Hause nicht länger wohnen bleiben. Es ist zu teuer, jetzt, wo Dein Vater tot ist.“

Und sie ging sofort und suchte sich ein Zimmer in einem schmutzigen Hinterhof für drei und ein halb Pence die Woche. Wäre sie allein auf der Welt gewesen, so hätte sie sich sofort wieder eine Stelle als Diensthote gesucht. Aber sie konnte doch ihren Jungen nicht allein lassen, und so suchte sie sich denn eine Stelle als Aufwartefrau. Es war hart, so tief wieder herabsteigen zu müssen, nachdem sie ein eignes Haus und eigne Diensthote gehabt hatte, aber es blieb ihr doch nichts andres übrig. Sie mußte sich Aufwartestellen suchen und mußte mit dieser Arbeit zufrieden sein so lange, bis Jackie in stande war, sich selber zu ernähren. — Aber das bißchen Arbeit, das sie fand — hier ein wenig Scheuern, dort Waschen oder Reinmachen — war so schlecht bezahlt worden, daß sie bald einsah, wie undenkbar es wäre, davon leben zu wollen. Sie würde

ihren Jungen doch wieder verlassen und als Mädchen für alles in Dienst gehen müssen. Und da die Not eine harte Zwingerin ist, so nahm sie rasch die erste Stellung an, die sich ihr bot: die Stelle in einem Kaffeehause in der London Road. Sie bekam dort zu essen, zu trinken und ein Bett zum Schlafen; und ihren ganzen Verdienst, es waren nur sieben Schilling die Woche, gab sie Jackie.

Davon mußte er nun die ganze Woche hindurch leben. Solange sie aber nur gesund blieb, würde es schon so gehen, meinte sie.

Das Kaffeehaus war ein viereckiges Ziegelgebäude mit vier Fenstern, die auf die Straße hinablickten. Ueber jedem der vier Fenster stand in großen weißen Buchstaben: „Schlafstellen; gut gelüftete Betten!“ Und ein Plakat an der Seitenthür meldete, daß man hier Thee und Kaffee zu jeder Tageszeit haben konnte. Auf der andern Seite dieser Thür befand sich das Schild eines Tapezierers, und die ordinäre, schreiende Farbe des Stückchens Brüsseler Teppich, welches diesem als Aushängeschild diente, harmonierte vollkommen mit dem liederlich verkommenen Anstrich des ganzen Hauses.

Mitunter kam früh morgens ein Arbeitsmann herein, um Kaffee zu trinken; und um die Mittagszeit kamen auch noch ein paar andre, die zu dem Kaffee, den sie tranken, gar oft Stücke Speck und rohes Beefsteak aus ihren Taschen herausholten.

„Kochen Sie mir das doch, Madame,“ sagten sie dann.

Aber das eigentliche Geschäft begann erst abends um neun Uhr und dauerte bis etwa ein Uhr nachts, wo dann der letzte Schlaflosejuchende für sich Einlaß begehrte. Die Haupteinnahmen des Etablissements waren eben seine Schlafstellen. Die besten Zimmer wurden mitunter für acht Schilling die Woche vermietet. Und im Keller unter dem kleinen Höfchen, in welchem Esther stand und Bettücher, Bettdecken und Kopftücher wusch, wenn sie oben mit Aufräumen fertig war, befanden sich vier Betten, die das Stück zu vier Pence pro Nacht vermietet wurden. Unterhalb der Küche befand sich ein Zimmer mit einem Doppelbett, und selbst auf den Treppenabläßen, die sehr groß waren, hatte der Wirt, der ein ganz geschickter Zimmermann war, noch kleine Cäcken abgejäunt, die er gleichfalls als Schlafzimmer vermietete. Das ganze Haus machte den Eindruck eines Bienenstockes; der Wirt selbst schlief ganz oben unter dem Dach, und für seine Wirtschaftlerin, ein hübsches, junges Frauenzimmer, hatte er am Ende des langen Korridors ein Cäcken abgejäunt. Für Esther und die Kinder — der Wirt war nämlich Witwer — wurden in dem Restaurationsraume über die Bänke, auf denen die Kunden bei Tage saßen, Bretter gelegt und darauf Betten gebreitet. Das waren ihre Schlafstellen. Das Zimmer war niedrig und die Bänke hoch, so daß die Gesichter der Schlafenden kaum drei Fuß von der Decke entfernt lagen. Dicht neben Esther schlief das kleinste Kind, ein kleiner, fünfjähriger Knabe; die beiden großen Jungen schliefen am andern Ende des Zimmers, dicht neben der Thür. Der älteste war schon fünfzehn Jahre alt, aber etwas schwachsinnig. Er half mit bei der Hausarbeit, verstand die Betten zu machen und hatte einen schärferen Blick als irgend ein anderer dafür, wenn ein Logiergast sich etwa ein Betttuch oder eine Bettdecke zugeeignet hatte. Esther konnte es nie vergehen, wie er sich ganz früh morgens schon im Bett aufrecht setzte, die Fensterscheiben mit seinem Hemdärmel abrieb und dann ein Licht dicht vor dem Fenster anzündete, so daß man es von unten sehen konnte. Wenn zufälligerweise alle Betten besetzt waren, so schüttelte er den Kopf, wenn aber noch welche frei waren, deutete er mit dem Finger den Preis derselben an.

Der Wirt selbst war ein großer, hagerer Mann mit langgestreckten Zügen und stark ergrautem Haar. Er war ein sehr ruhiger Mensch, und Esther war ganz erstaunt über die blickartige Schnelligkeit, mit der er eines Abends ein Pärchen, das eben die Treppe hinaufstieg, anhielt.

„Ist das Ihre Frau?“ fragte er.

„Ja, natürlich ist das meine Frau!“

„Sie sieht noch nicht sehr alt aus.“

„Sie ist älter, als sie aussieht.“

Dann wandte der Wirt sich um und sagte, halb zu Esther, halb zu seiner Wirtschaftlerin gewandt, daß es für einen Mann in seiner Stellung sehr schwer wäre, genau zu wissen, was man immer zu thun habe. Wenn man die Leute nach ihrem Tauschein fragte, so hätten sie immer irgend etwas bereit, was sie

forzeigten. Die Wirtschafterin erwiderte, die Hauptsache wäre doch für ihn, daß sie gut bezahlt, und damit war dieser Fall erledigt. Wenn aber ein Versuch gemacht wurde, Betttücher oder so etwas zu stehlen, so wurden der Wirt und sein: Wirtschafterin bedeutend strenger. Als Esther eines Tages eben eine höchst anständig aussehende Frau hinauslassen wollte, schrie der schwachsinnige Knabe von oben herab ihr zu:

„Halten Sie die fest; schnell! Es fehlt ein Betttuch!“

„O, was soll das heißen?“ rief die Frau, „ich habe Ihr Betttuch nicht. Lassen Sie mich durch; ich habe keine Zeit, mich aufzuhalten!“

„Ich kann Sie nicht herauslassen, bevor das Betttuch gefunden ist,“ sagte Esther.

„Sie werden es schon oben unter dem Bett finden; es ist runtergefallen. Aber lassen Sie mich doch durch! Ich bin in Eile.“

„Rufen Sie die Polizei!“ schrie der schwachsinnige Knabe wieder von oben herab.

„Sie müssen noch einmal mit mir heraufkommen,“ sagte Esther zu der Frau, „und mir helfen, das Betttuch suchen. Es geht nicht anders.“

Die Frau zögerte noch einen Augenblick, dann ging sie vor Esther die Treppe hinauf. Als sie in dem Schlafzimmer angekommen waren, schüttelte Esther ihre Röcke, und das Betttuch fiel heraus.

„Sehen Sie wohl!“ sagte Esther, „da hätten Sie mich in eine nette Geschichte hineingebracht! Wenn ich Sie fortgelassen hätte, würde ich das Betttuch haben bezahlen müssen!“

„O, ich kann schon dafür bezahlen; es ist nur eben im Augenblick, daß ich in einer solchen Geldklemme bin.“

„Na, wenn Sie sich nicht in acht nehmen, so werden Sie auch noch dafür bezahlen,“ sagte Esther warnend und ärgerlich.

Kurze Zeit darauf wurden die Bücher von Esthers Mutter, die sie stets so heilig gehalten hatte, ihr gestohlen. Das Geschäft war flau gewesen, und man hatte sie während dieser Zeit in einem der Schlafzimmer schlafen lassen. Plötzlich wurde das Zimmer jedoch eines Abends gebraucht, und zwar so plötzlich, daß ihr nicht mehr Zeit genug blieb, alle ihre Sachen herauszunehmen; und als sie am nächsten Morgen das Zimmer aufräumte, fand sie, daß sowohl die Bücher ihrer Mutter, wie auch ein Paar schwarze Ohrringe, welche Fred ihr einst geschenkt hatte, ihr gestohlen waren. Sie konnte nichts mehr dagegen thun; das Paar, welches das Zimmer bewohnt hatte, war längst über alle Berge. Sie konnte auch nicht die mindeste Hoffnung hegen, ihre Bücher und die Ohrringe je wieder zu bekommen, und war sehr unglücklich über den Verlust derselben. Diese Ohrringe und Bücher waren der einzige und letzte kleine Schatz gewesen, den sie noch befehlen hatte; nun sie sie verloren hatte, fühlte sie so recht wieder, wie einsam, schug- und mittellos sie dastand in der Welt. Sie brauchte nun morgen krank zu werden und ihre Stelle zu verlieren, — dann blieb ihr nichts weiter übrig, als ins Armenhaus zu gehen! Was würde dann aus ihrem Jungen werden? Sie fürchtete sich fast schon, darüber nachzudenken. Was nützte denn auch alles Denken? Sie durfte gar nicht denken; sie mußte nur arbeiten, arbeiten, arbeiten! Betttücher und Leinwand waschen, waschen und immer wieder waschen, bis sie nicht mehr konnte. Waschen, waschen, waschen! Die ganze Woche hindurch waschen; und nur dadurch, daß sie jede Nacht bis ein Uhr aufblieb und wusch, konnte sie es ermöglichen, wenigstens den Sonntagvormittag für sich frei zu behalten. Noch nie zuvor, nicht mal damals in jenem Hause in Chelsea, hatte sie so entsetzlich angestrengt arbeiten müssen wie hier, und dabei war sie jetzt bei weitem nicht mehr so jung und so kräftig wie damals. Dennoch behielt sie den Kopf stets oben, und der Mut sank ihr erst, als Jack eines Sonntags zu ihr kam und ihr erzählte, daß die Leute, bei denen er angestellt war, ihr Geschäft aufgegeben hätten.

Da überkam sie plötzlich eine ganz seltsame Müdigkeit und Schwäche. Sie dachte an die endlose Arbeit, die sie unten im Keller erwartete, an den großen, kupfernen Waschkessel auf dem Feuer, an die Haufen schmutzigen Leinwandzeuges in der Ecke, an den aus dem Waschkessel aufsteigenden Dampf; und sie fühlte nun, daß sie weder Mut noch Kraft mehr dazu besaß, auch nur eine Woche länger diese Arbeit zu verrichten. Mit völlig verzweifeltstem Blick betrachtete sie ihren Sohn. Als er, ein winziges Baby, in ihr Tuch gehüllt in ihrem Arm, an ihrem Busen lag, hatte sie ihm zugeflüstert: „Für uns, mein armer Junge, giebt es nun keinen andern Ausweg mehr, als das Armenhaus!“ Und dieser selbe Gedanke trat jetzt wieder riesengroß vor ihre Seele, als sie ihn ansah, den großen Jungen mit

den schönen, großen, grauen Augen und dem dunklen Lockenhaar. Aber sie ängstigte ihn nicht mit ihrer Verzweiflung; sie sagte nur:

„Nun weiß ich nicht mehr, wie wir durchkommen sollen, Jackie.“

„Du wäschst zu viel, Du arbeitest zu viel, Du wirst ja immer dünner; sag', Mutter, weißt Du denn gar keinen Menschen auf der ganzen Welt, der uns helfen könnte?“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Kunst- und Gartenbau-Ausstellung in Düsseldorf.

Mit der Düsseldorfer Industrie- und Gewerbe-Ausstellung im Jahre 1902 war eine Kunstausstellung verbunden, die zu einer dauernden Einrichtung werden sollte. Der damals errichtete Kunstpalast war zum Bleiben bestimmt; von ihm aus sollte sich das rheinische Kunstleben neu entwickeln und den heimischen Künstlern neben der Anregung auch den klingenden Lohn sichern. Was das letzte betrifft, so hat die damalige Kunstausstellung diese Erwartung nicht erfüllt; in Düsseldorf strömten zwar die Millionäre und Industriemagnaten zusammen, aber für die Kunst ist von dem Reichtum, der sich hier einfand, wenig, beschämend wenig abgefallen. Essen, Bochum, Dortmund — die Stätten, wo Kohle und Eisen gewonnen wird, sie haben Geld und Ruhm eingeheimst, Düsseldorf aber als Kunststadt ist leer ausgegangen, und ganz gewiß hat der biedere Schnapsbrenner aus dem Münsterlande, der in einem westfälischen Bauernhause die Ausstellungsbesucher mit altem Steinhäger und saftigen Schinkenbraten erquidete, bessere Geschäfte gemacht, als die Düsseldorfer Künstlergesellschaft mit den Erzeugnissen ihres Pinsels und ihres Meißels. Kohle und Eisen, Steinhäger und Pumpernickel — das sind Dinge, gegen die schwer anzukommen ist in einer Zeit, wo trotz aller Festreden und Zeitungsartikel die Jagd nach dem Profit und die Sorge um den Magen die höchsten und heiligsten Güter der Nation sind.

Die Düsseldorfer handeln nach dem Grundsatz: Die Masse kann man nur durch Masse zwingen. Vor zwei Jahren Industrie- und Kunstausstellung, jetzt Gartenbau- und Kunstausstellung, das nächste Mal vielleicht Sport- und Kunstausstellung, und als Zugabe jedesmal einen „Bergnügungspark“ mit Bräus aller Art, Cafés aller Länder, Alt-Düsseldorf und Alt-Japan, Original-Dachauer und Original-Tscherlessen, Panorama und Rutschbahn. Dazu Musik in jeder Ecke — kurzum so eine Art internationale Kirmes neben der internationalen Kunstschau. Ob bei diesem Betrieb, der zweifellos viele Besucher anlockt, die Kunst profitiert, möchte ich, bis es mir bewiesen wird, vorläufig in Zweifel ziehen.

Das am Rhein im Anschluß an den Hofgarten gelegene Ausstellungsgebiet eignet sich vorzüglich zu einer Gartenbau-Ausstellung. Die weite Fläche ist nach einem einheitlichen Plane gartenkünstlerisch aufgeteilt und bietet den mannigfaltigen Erzeugnissen des Gartenbaues Gelegenheit zu wirkungsvoller Entfaltung. Rasenplätze mit Koniferen, Beete mit blühenden Frühjahrsblumen: Tulpen, Primeln, Stiefmütterchen, Anlagen mit kunstvoll verchnittenen Tagusheden und Buchsbäumen, Obstplantagen, Treibhauskulturen, Baumschulen — alles das gewährt einen vielseitigen und anregenden Einblick in das Gebiet, auf dem sich Natur und Kunst zu schöner Gesamtheit paaren. In einigen der von 1902 erhaltenen Gebäuden finden wechselnde Sonderausstellungen statt. Leider nur drei Tage war eine Sammlung blühender Orchideen zu sehen, von deren Umfang und Wert die Thatsache zeugt, daß sie mit drei Millionen Mark versichert war. Dann folgte eine Ausstellung französischer, italienischer und holländischer Schnittblumen, der sich eine Ausstellung von Erzeugnissen der Frühjahrsbinderkunst anschloß, mit der gleichzeitig eine Ausstellung von Früh- und Treibgemüse und Treibobst zu sehen war. Im Juni wird sich ein Flor von 70 000 Rosen entfalten, dem etwas später die Dahlien folgen. Und was die Wirklichkeit nicht zu bieten vermag, das wird uns im Wilde vorgeführt. Verschiedene Düsseldorfer Künstler haben sich vereinigt, um in einem Diorama uns die Entwicklung der Gartenbaukunst im Laufe der Jahrhunderte sehen zu lassen: vom Garten Eden über den mittelalterlichen deutschen Vergarten bis zum englischen, für den heutigen Stil Vorbildlichen Garten. Alles in allem bietet die Gartenbau-Ausstellung am Ufer des Rheins viel Lehrreiches und Interessantes, viel Kunstvolles und Schönes, dessen vollen Genuß nur der verstimmbende Gedanke trübt, daß alles das eigentlich nur einer kleinen Minderheit von Menschen vorbehalten ist, daß die große Masse nichts hat von all den Rosen und Myrthen, all der Schönheit und Lust . . .

Die Kunstausstellung in Düsseldorf hat einen schweren Stand gegenüber dem Wettbewer. In Berlin, in Dresden, in München — überall große Ausstellungen, die den Vorzug älteren Rufes und größeren Erfolges haben. Düsseldorf war als Kunststadt

ins Hintertreffen geraten. Die süße Madonnenmalerei hatte sich stofflich ebenso überlebt, wie das behäbige Anekdotengemälde, und die neue Zeit der Auffassung und Wiedergabe von Lust und Licht schien an Düsseldorf spurlos vorübergegangen zu sein. In den letzten Jahren ist ja manches in dieser Beziehung besser geworden, aber es bleibt doch noch vieles nachzuholen, wenn Düsseldorf den Anschluß an die gewaltigen Fortschritte in künstlerischen Sehen und Bilden erreichen und als vollwertig in die Reihe der übrigen Kunststätten eintreten will.

Die jetzige internationale Kunstausstellung ist auf keinen einheitlichen Ton gestimmt; es ist eine Ausstellung moderner Kunstwerke aller Länder, ohne Rücksicht auf Schule und Richtung und nicht einmal zeitlich scharf begrenzt. In einer Sonderabteilung ist eine historische Ausstellung untergebracht, in der die Entwicklung der Malerei in Westdeutschland im 15. und 16. Jahrhundert zur Darstellung gebracht wird, vornehmlich der nieder- und mittelherrnischen, aber auch der verwandten westfälischen und niederländischen. Da sind altflämische Bilder, wie Stefan Lochners „Madonna mit dem Beilchen“ und das „Frankfurter Paradiesgärtlein“, oberherrnische, wie Martin Schongauers „Madonna“ aus der Martinskirche in Kolmar. Weiter treffen wir an als Beiträge aus Privatmuseen elf unschätzbare Rembrandts, Johann — eine löbliche Perle — die dem Fürsten von Wied gehörende „Leda“ von Leonardo da Vinci. Mittelalterliche Bilderhandschriften von höchster kunstgeschichtlicher Bekanntheit, Handzeichnungen, Kupferstiche, Tapissereien, Holzschneidereien, Abgüsse kirchlicher Skulpturen vervollständigen das Bild ehemaligen rheinischen Kunstlebens.

Die Ausstellung moderner Kunstwerke umfaßt rund 2200 Nummern. Wer zählt die Völker, nennt die Namen, die gaslich hier zusammenkamen? Frankreich, Spanien (mit Sonderausstellung von Zuloaga), England, Amerika, Dösterreich, Belgien, Holland, Norwegen, Dänemark und die Schweiz sind vertreten. Polen ist — künstlerisch wenigstens — als selbständiger Staat anwesend, Rußland dagegen ist ferngeblieben.) Von deutschen Kunststädten sind Düsseldorf, Berlin, München und Karlsruhe zu nennen. Zu sehen giebt's also genug, indessen es sei vorab gesagt, nur ein kleiner Teil der mehr als 2000 Stücke reizt zu näherer Betrachtung und von diesen ist wieder manches schon älteren Datums und von früheren Ausstellungen her bekannt. Bis auf weiteres muß sich Düsseldorf noch begnügen, Nachlese zu halten, als Premierenstadt — um in der Theatersprache zu reden — kommt es noch nicht in Betracht. Unter den deutschen Künstlern fehlt wohl kein großer. Kein bekannter Name, wenn auch nicht jeder mit seinem Besten vertreten ist; man hat eben, dem Namen zu Liebe und um die Vollständigkeit zu wahren, in manchen Fällen nehmen müssen, was man haben konnte. Insofern wäre es verkehrt, von der Düsseldorfer Kunstausstellung einen erschöpfenden Ueberblick über den Stand des heutigen Kunstlebens zu erwarten; dazu müßte die ganze Anlage anders sein in der Art, daß von jedem Lande die Auslese des Besten gesammelt und zur Schau gestellt würde — ein Plan, der sich bei dem Wettbewerb auf dem Gebiete des Ausstellungswesens wohl nicht erreichen läßt. Die Düsseldorfer Kunstausstellung erhält einen besonderen Reiz durch die Sonderausstellungen einiger Großen im Reiche der Kunst. Da ist zunächst Adolf Mengel, von dem eine stattliche Anzahl Delgemälde, Aquarelle und Zeichnungen in drei dem Minister zu Ehren besonders würdig hergerichteten Sälen ausgestellt sind. Wir sehen hier neben den bekannten, leider schon bedenklich rissigen Perlen der Berliner Nationalgalerie, der „Faseltumbe“ und dem „Blütenkonzert“, die im Jahre 1848 in Berlin gemalte, leider unvollendet gebliebene „Aufsahrung der März-Gesellen“, sodann zahlreiche kleinere Gemälde, wie die Blätter und Blättchen mit Zeichnungen — jedes eine Perle — nur umgekehrt wie diese: umso kostbarer je kleiner. Ein Held von andrem Geiste ist der Franzose Rodin; er ist der Mann des großen Wurfes, Kühn im Gedanken, sorglos in der Ausführung. Seine Werke, die leider nur in kaltem, ungetöntem Gips vorhanden sind, füllen die ganze Hälfte des großen Skulpturenraales; ihre Ausstellung ist nicht glücklich, sie stehen sich gegenseitig im Wege und man sieht vor lauter Wald die Bäume nicht recht. Es sei an dieser Stelle erwähnt, daß die französischen und belgischen Plastiker in Düsseldorf sehr stark und sehr ehrenvoll vertreten sind, namentlich gilt das auch von den Meistern der Palette und der Medaille, worin uns die Franzosen bis heute unerreichte Vorbilder sind. Der Spanier Zuloaga genießt ebenfalls die Ehre einer Sonderausstellung. Man kann dem Künstler nicht vorwerfen, daß er seinen Landsleuten schmeichelt; er will jedenfalls nicht, wie König Philipp, den Spanier stolz, sondern wahr; indes vermögen wir seine Darstellung von Land und Leuten nicht als typisch anzuerkennen, in Spanien ist jedenfalls mehr Sonne und bei den Spaniern mehr Gesundheit, als auf den Bildern Zuloagas zu erkennen ist.

Müssen wir es uns versagen, auf die Ausstellung im einzelnen einzugehen, so sei wenigstens — dafür sind wir doch in Düsseldorf — kurz der Düsseldorfer Kunst gedacht. Seit einiger Zeit macht sich im Kunstleben Düsseldorfs wieder ein erfreulicher Zug zum Großen geltend. Eduard v. Sebhardt pflegt das biblische Historienbild, und mit ihm bringen Peter Janssen und Klaus Meyer uns die christlichen Stoffe näher, indem sie die schlichte Innerlichkeit der alten deutschen Meister studieren und eine national und social vertiefte religiöse Malkunst anstreben.

Eine ganze Anzahl tüchtiger und eifrig schaffender Künstler sind heute in Düsseldorf thätig und auch auf der Ausstellung vertreten, die der Entwicklung der rheinischen Kunststadt die besten Wege weisen. Unter den Jüngeren macht sich diesmal Jodokus Schmitz bemerkbar mit einem dreiteiligen Wlde. Im mittleren Hauptteil vergnügt sich eine Gesellschaft von Lebemännern und Leibelweibern bei einer nächtlichen Wasserfahrt; die geschickte Anordnung der Personen auf gedrängtem Raume, namentlich aber die koloristische Wirkung, die der Künstler der Fackel- und Lampenbeleuchtung abzugewinnen weiß, läßt auf hervorragendes künstlerisches Können schließen. Auf dem linken Seitenteile des Wldes sehen wir einen milden, gebildeten Arbeitssklaven, der an einem Seile das Schiff mit der vergnügten Gesellschaft den Fluß hinaufzieht, während auf der rechten Seite ein Mann voll Zorn und Kraft in nervigen Armen ein Felsstück erhebt, um es in die jubelnde und schwelgende Lotterbande hinabzuschleudern. Der Kritiker eines rheinischen Kapitalistenblattes bemerkt mit Ammut, daß es sich bei diesem Wlde „um nichts handelt als um einen mit der ehemaligen Glendmalerei eng verbundenen Stoff socialpolitischer Tendenz“; und er giebt dem Künstler väterlich warnend den Rat, „sich nicht länger an dieser Richtung festzuklammern“. —

Kleines feuilleton.

en. Nervöse Hungerschmerzen. Sehr verbreitet ist die Erscheinung der „schmerzhaften Magenleere“, die als solche auch in den Lehrbüchern der Magenheilkunde beschrieben wird. Selbstverständlich kann das Schmerzgefühl bei leerem Magen aus einem ganz natürlichen Hunger entstehen und ist dann eher ein Zeichen von Gesundheit als von Krankheit. Anders liegt die Sache, wenn sich derartige Beschwerden schon bald nach einer Mahlzeit einstellen bezw. nur für kurze Zeit durch die Nahrungsaufnahme beseitigt werden. Daß in der That die Magenerven die Schuld an einer solchen Erscheinung tragen können, wird von den Aerzten zugegeben, aber man scheint nach dieser Richtung hin zu Uebertreibungen geneigt zu sein. Dr. Franz Ehrlich aus Stettin hat in der „Münchener Medizinischen Wochenschrift“ eine ganze Reihe von Fällen vorgeführt, in denen die Nervosität durchaus nicht der Urheber der sogenannten schmerzhaften Magenleere gewesen ist. Jedenfalls wird der Arzt einem solchen Leiden gegenüber vorsichtig sein müssen, denn es kann auch von Magen- geschwüren ausgehen. Die Merkmale der Krankheit bestehen gewöhnlich darin, daß nagende Schmerzen im Magen gefühlt werden, die nach dem Essen sofort aufhören, aber nach ein bis zwei Stunden von neuem einsehen. Zuweilen steigern sich die Schmerzen beim Sehen. Der Hinweis von Dr. Ehrlich dürfte dadurch einen besondern Wert erhalten, daß er die Möglichkeit anzeigt, Magengeschwüre schon zu einer Zeit in Behandlung zu nehmen, in der sie noch durch Kuren beseitigt werden können, ohne daß der Chirurg sein Messer anzusehen braucht. Deshalb sollte man die schmerzhaften Magenleere nicht leicht nehmen, wenn sie sich regelmäßig einstellt, und lieber bei Zeiten einen Arzt befragen. Dr. Ehrlich hat durch Kuren verschiedener Art gewöhnlich vollen Erfolg erzielt, indem er die Ursache in einem Magen- oder Darmgeschwür erkannte. Es dürfte immerhin besser sein, die schmerzhaften Magenleere unter dem Verdacht des Vorhandenseins eines solchen Geschwürs zu behandeln, als sie lediglich als nervös zu betrachten, weil sonst leicht eine Verschleppung des Leidens eintritt, bis es durch eine gewöhnliche Kur nicht mehr geheilt werden kann. —

— Ueber das Kirchbaumsterben am Rhein sprach unlängst Dr. C. Bria in Naturwissenschaftlichen Verein zu Hamburg. Der „Hamburger Korrespondent“ berichtet über den Vortrag: Eitlich von Koblenz wird am Rhein neben dem Weinbau eine sehr umfangreiche Kirschenzucht betrieben, so daß z. B. die Gemeinde Camp im Jahre 1899 an 130 000 M. für Kirschden gelöst haben soll. Seit Anfang der 90er Jahre und besonders dann 1898 und 1899 wurden aber Klagen laut über ein Absterben von Zweigen und ganzen Bäumen. Die verschiedenen Beobachter haben die Krankheit sehr verschiedenartigen Ursachen zugeschrieben. Brand nimmt einen kleinen Kernplatz, Cytopospora rubescens, der aus der Rinde der abgestorbenen Zweige hervorbricht, Goethe Frühjahrsfröste, Sorauer Gummifluß infolge von Frosteinwirkung, Labonté Kulturfehler und besonders Bodenmüdigkeit für Kirschden als Ursache an. Neuerdings hat Aderhold die Krankheit einer eingehenden Untersuchung unterzogen und findet den von Brand bereits verzeichneten Pilz als Verursacher, der aber nur in Rindenbeschädigungen eindringen kann, die ihm Späfröste und andre Witterungseinflüsse, unter andern wahrscheinlich auch Sonnenbrand, schaffen. Zahlreiche Infektionsversuche nach dieser Richtung hin beweisen ihm seine Ansicht. Aderhold widerlegt die entgegenstehenden oben angeführten Ansichten der Krankheitsursache und andre Möglichkeiten, z. B. Bakterien, andre Pilzarten, Fraß des Obstbaumsplintläfers, Wurzelkrankungen, und stützt die Entwicklung des Pilzes, zu dem als Hauptfruchtform Valsa leucostoma gehört, und sein Wachstum in Rinde und Holzkörper des Kirschzweiges. Zur Behandlung und Bekämpfung empfiehlt sich teilweises Aufgeben der frühen Kirschsorten, Entfernen und Verbrennen der toten und kranken Zweige sowie der stärker befallenen Bäume, Ausschneiden der geisteten Rindenpartien an weniger befallenen Stämmen und Deeren der Schnittwunden sowie Wasserzufuhr in trockenen Reiten. —

Kunst.

o. s. In Schultes Kunstsalon stellen eine ganze Reihe Künstler aus. Louis Legrand giebt allerlei zeichnerische Studien französischer Herren und Damen, die in ihrer Bewegtheit Momentbildern gleichen. Die wenigen Oelbilder zeigen eine so dick aufgetragene Schicht Farbe, daß das Bild eher einem Relief gleicht. Auch hier erregt er lebhafteste, momentane Wirkung. Die Zeichnungen sind bescheidener in der Farbe und eine leichte Hand giebt allen Einfällen sofort nach. Seine Art ist noch ein wenig oberflächlich. Er haftet noch zu sehr an der wirklichen Erscheinung, ohne diese zu vertiefen. Paul Trouillebert zeigt Landschaften in freier, duftiger Manier. Wasser mit einem Stück Ufergebüsch, Dorfstraßen, die gelingen ihm am besten. Auch ein Stillleben ist fein in Arrangement und Wiedergabe. Die Alte dagegen sind etwas konventionell und unlebendig. Er ist zart in der Pinselführung und dann wieder, wo es fein muß, breit und saftig. Nur merkt man, daß seine Manier nicht eigen ist, sondern die geliebte Folgsamkeit eines Schülers. Darum einerseits die Ruhe und das Maßhalten, darum andererseits das Versagen, wo es eine Persönlichkeit zu bekennen gilt.

B. Schad-Rossa stopft einen ganzen Saal voll mit symbolischen Entwürfen umfangreichster Art, in prächtige Holzrahmen gefaßt. „Dem freien Menschentum“ oder: „Das erste Menschenpaar“ — so oder ähnlich bezeichnet er seine gemalten Ideen, die recht wohl geblieben sind und, da das urwüchsigste Leben fehlt, da das volle Können ihm abgeht, oft einen recht peinlichen Eindruck hinterlassen. Solche Sachen erfordern reifste Meisterschaft, und nur die Phantasie, die den Gedanken spielend weitererspinnen kann, die farbig unerhöflich und neu ist, darf es wagen, zur Darstellung solcher unmalersischen Wortwürfe zu schreiten. Schad-Rossa versagt. Nur seine kleinen Porträts und vielleicht noch seine Landschaft sind erträglich. Sonst lerne er erst das Handwerkszeug, das wirkliche Malen, ehe er seine Geberde so groß nimmt.

Graphik, eine neue Vereinigung für künstlerischen Holzschnitt in München, der Braun, Kunz, Liner, Reumann, Traumann, Wenzel angehören, versuchen jeder in seiner Art, diesem neuen Zweig originale, künstlerische Wirkungen selbständig abzugewinnen. Sie alle berücksichtigen klug das Material und erstreben breite Wirkungen, wie es der Technik entspricht.

Eine Anzahl Gummidrude stellen Henneberg, Spizer, Kühn aus — alles Deftreicher. Sie verfügen über achtungsgebietende Fähigkeiten und mancher Maler, der dort ausstellt, sieht nicht so malerisch wie diese Photographen, die ihre Technik so energisch handhaben. Henneberg ist ein kräftiger Landschaftler, der mit sparsamen Mitteln klug berechnend sein Motiv heraushebt und ins Künstlerische hinüberführt. „Späte Dämmerung“ ist wohl sein bestes Werk. Spizer versucht sich an saftigen Porträts, deren Charakteristik stark und ehrlich gegeben ist. „Busoni“ und „Toroop“ sind solche vollwertigen Bildnisse. Auch seine „Reyhliederrinnen“ sind tüchtig. Kühn ist am besten in seinen warmen, braungetönten Kinderbildern. Die Technik stellt natürlich der letzten Vollendung manche Hindernisse entgegen. Und der Besetzung fehlt eben das Persönliche. Der Apparat kommt da heraus. Die Lust mangelt. Doch sieht man manche dieser Drucke lieber als viele, viele Werke, die Kunst sein wollen, nur weil sie einer mit Pinsel und Farbe persönlich herunterstrich. —

Völkerkunde.

k. Die Kopffjagd als religiöse Kultform. Von einem Stamme, der die Jagd auf Menschenköpfe als eine Art religiöser Übung betreibt, dem Wa-Stamme, der in den Hügeln und Wäldern des oberen Birma lebt, berichtet der Engländer Sir F. George Scott in einer Abhandlung, die sich im Anhang des indischen „Census Report“ findet. Die Wa sammeln methodisch menschliche Schädel, und man beschuldigt sie auch, Menschenfresser zu sein. Der Wa sieht in den Schädeln einen Schutz gegen die Geister des Bösen. Hätte er solche Schädel nicht in seinem Besitze, so würde seine Ernte mißraten, seine Kuh sterben, die Geister von Vater und Mutter würden sich dieses Nachkommen schämen und könnten zornig auf ihn werden; ohne den schützenden Schädel könnten auch die andern Geister, die alle böschaft sind, in seine Hütte eindringen und die Bewohner töten oder alle Getränke austrinken. So muß er Köpfe jagen; die erbeuteten Schädel werden dann in einer doppelten Reihe auf Pfählen in einem Gain nahe der Ansiedlung aufgesplangt. Manchmal bilden diese Reliquien eine Allee, die zwei Dörfer miteinander verbindet. Ein Wa kann daher auch nie einer verlockenden Aussicht widerstehen, diesen „Schutzgeistern“ seiner Gemeinde neue hinzuzufügen, und eine bestimmte Zeit lang ist die Jagd darauf der Hauptzweck seines Lebens. Das regelmäßige Kopfschneiden beginnt im März und dauert den April hindurch. Die alten Schädel sichern dem Dorfe Frieden; aber es ist wenigstens ein neuer nötig, damit die Ernten, Opium, Mais und Reis, nicht mißraten. In diesen Monaten ist das Reisen in den Bergen eine sehr aufregende Sache. Natürlich nimmt der Wa nie die Köpfe seiner Mitbewohner. Seine Anschauungen von politischer Dekonomie verbieten ihm dies. Einen Mann aus einer Gemeinde zu töpfen, die auf derselben Bergseite liegt, gilt als nicht gutnachbarlich und faul. Die Jagdgesellschaft ist nie groß, gewöhnlich besteht sie aus etwa zwölf Personen. —

Aus dem Tierleben.

— Grabende Krebsje. Gewisse Krebsformen Nordamerikas sind besonders interessant durch die Bau- und Grabarbeiten, die sie verrichten. Wohl mag die Mehrzahl der Süßwasserkrebse an den Ufern ihrer Bohnengewässer kurze Gänge anlegen; besonders aber entwickelt ist dieser Instinkt bei Cambarus Diogenes und einer Reihe von andern Species der nämlichen Gattung. Die Anwesenheit der genannten Formen erkennt man häufig aus der großen Anzahl von „Erdhornsteinen“, die bis 25 Centimeter hoch werden und sich, ausstrahlend von einem Gewässer, über mehrere Morgen Land hin verteilen können. Diese Bauwerke besitzen eine ziemlich regelmäßige, konische oder pyramidale Gestalt und tragen am Ende eine Oeffnung, die manchmal verschlossen ist. Sie bestehen aus fest miteinander verklebten Lehmklümpchen. Von der Basis der Hornsteine erstreckt sich in die Erde hinein schachtartig ein Gang, der eine erhebliche Länge aufweisen kann. Die Bauarbeiten werden meist dann ausgeführt, wenn das Bohnengewässer der betreffenden Tiere eintritt. Je weiter von dem letzteren der Krebs in die Erde gräbt desto tiefer muß er naturgemäß hinabsteigen, wenn anders er auf das Grundwasser stoßen will. Oft haben diese unterirdischen Schlupfwinkel mehrere Ausgänge. Stets findet sich an der tiefsten Stelle eine cisternenartige Erweiterung, in der sich der Bewohner aufhält. Der hornsteinartige Fortsatz entsteht offenbar dadurch, daß der Erdgräber das ausgeschachtete Material so auf die einfachste Weise unterbringt. Die geschilderten eigenartigen Wohnheiten stellen offenbar ein Schutzmittel gegen die Gefahr des Vertrocknens dar. Damit steht in Einklang, daß die Mehrzahl der grabenden Species lediglich während der Trockenzeit das Grundwasser sich erschleicht; nur einige wenige Formen leben das ganze Jahr über in ihren Gängen. — („Prometheus“.)

Humoristisches.

— Wahre Geschichte. Ein Lehrer im Westerwald gab Religionsunterricht und zwar sollte er in Vertretung des Pfarrers über die Schöpfung des Menschen sprechen: „Was that also Gott, als er den Adam aus Erde und Lehm geschaffen hatte?“ fragte er die Schüler.

Stille.
Da erhebt sich der kleine Peter, Sohn eines Töpfers, und sagt: „Da ließ er ihn (Adam) zuerst etwas drüsch (trocken) werden.“ —

— Kathederblüte. Professor (vor dem Schulspaziergang in längerer Rede vor dem Alkoholkonsum seine Schüler warnend): „... Und nun, Ihr Jüngens, küßt Euch vor Bier, trinkt Selterwasser, keinen Wein, kein Bier, denn Bier macht dumm, denkt an mich!“ — („Jugend“.)

Notizen.

— Der Wiener Naimundpreis, der drei Jahre nicht zur Verteilung gelangte und sich mit Zinsen auf 2000 Kronen beläuft, ist Rudolf Hawel für sein Schauspiel „Politiker“ zuerkannt worden. —

— Das Berliner Theater bereitet für den Beginn der kommenden Spielzeit eine Neueinstudierung der „Jungfrau von Orleans“ vor. —

— Richard Strauß hat eine neue dreiteilige Sinfonie — „Der Vater“, „Die kapriziöse Frau“, „Das Kind“ — vollendet. —

— Jladora Duncan wird bei den Wahrenther Festspielen mitwirken. —

— Hans Schlittgen ist als Dozent an die Weimarer Kunstschule berufen worden. —

— Gute Erfolge in der Vernichtung von Winter-eiern der Reblaus hat Cantin mit Lysol erzielt. Es glückte ihm, Rebden, die sich in einem völlig hoffnungslosen Zustande befanden und ohne die Lysolbehandlung zweifellos elend zu Grunde gegangen wären, mit seinem Mittel wieder auf einen normalen Standpunkt zurückzubringen. Andererseits gelang es auch, in einem von der Reblaus völlig verseuchten Gelände einen Weinberg dauernd in gesundem Zustande zu erhalten. —

Büchereinkauf.

— Wilhelm v. Polenz: „Erntezeit“. Lyrik. Berlin. F. Fontane u. Co. Pr. 2 M. —

— Ellegaard Ellerbek: „Hunger nach Menschen“. Roman. Dresden. C. Pierlon. Pr. 3 M. —

— Ellen Key: „Ueber Liebe und Ehe“. Essay. Berlin. S. Fischer. Preis 4 M. —

— „Arme-Dragoon. Ein russisches Reiterbild“. Berlin. F. Fontane u. Co. Preis 3 M. —

— Ticherkoff: „Werschtschagin“. Essay. Berlin. Gose u. Tegloff. Preis 50 Pf. —

— Dr. B. Ostwald: „Die Weltsprache“. Stuttgart. Franke Verlagsbuchhandlung. —

— Dr. Th. Zell: „Ist das Tier unvernünftig?“. Stuttgart. Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde. Preis 2 M. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 29. Mai.